

Belén kann diese Antwort schwer deuten.

Weil Joy meist »Okay« sagt, egal was die Frage ist. Heute ist sie froh um ihre Hilfe, dass sie so kurzfristig für sie einspringt.

Belén geht in die winzige Küche und macht den Kühlschrank auf.

»Willst du auch ein Bier?«, ruft sie.

»Okay.«

Belén öffnet zwei Flaschen und setzt sich wieder neben sie.

»Eine Party?«, erkundigt sich Joy.

»Bei Herrn Eschmann, dem die Anwaltskanzlei gehört, putze ich auch zu Hause. Seine Frau Marianne wollte mich unbedingt dabei haben. Weshalb, ist mir nicht ganz klar. Ich habe den Verdacht, dass sie mich für eine gute Freundin hält.«

»Und das bist du nicht?«

»Nein. Sie gibt Befehle, ich gehorche. Sie bezahlt, ich putze. So funktionieren Freundschaften meiner Ansicht nach nicht.«

»Wieso meint sie dann ...?«

»Ich höre ihr zu. Das interessiert mich zwar alles nicht, aber was soll ich machen? Ich kann nicht weglaufen. Sie folgt mir auf Schritt und Tritt, während ich das Haus reinige, und redet dabei ununterbrochen. Erzählt weiß Gott was. Klatsch über ihre Bekannten, Privates. Lästert über Schwiegereltern und Nachbarinnen, schimpft über ihren Mann. Als hätte sie keinen, dem sie sich anvertrauen könnte.«

Joy nickt und nimmt einen Schluck Bier. »Reiche Leute haben manchmal niemanden zum Reden. Das war mit einigen Freiern nicht anders. Früher. Schnell fünf Minuten ficken und den Rest der gebuchten Zeit reden.«

»Psychotherapie.«

»Massenhaft Geld, leider keine Freunde.«

»Freunde kann man nicht kaufen.«

»Reiche Leute können alles kaufen. Auch Menschen.«

Freitag, 18:03 Uhr Langstrasse

Das Gefühl, ihm würde mit Wucht ein verschwitztes Kissen aufs Gesicht gedrückt. Taumelnd bleibt er vor dem Eingang der *Lambada* Bar stehen, den dritten Whisky hat er ohne Eis heruntergestürzt. Er ringt um Atem. Seit Wochen wabert eine zähe Feuchtigkeit durch die Gassen der Stadt, in der Nacht sind heftige Regenfälle niedergegangen, wie so oft in diesem missratenen Sommer.

Als er sich von der Bar entfernt, kann er die Blicke der Dealer und Zuhälter in seinem Rücken spüren. Dass die Rechte in der Tasche seiner Sommerjacke fest den Griff einer Pistole umfasst, gibt ihm ein Gefühl von Überlegenheit. Von Macht. Eine SIG P220, wie sie in der Schweizer Armee benutzt und landesweit in Kellern und auf Dachböden gelagert wird, da die Armeeangehörigen ihre Waffen samt Munition mit nach Hause nehmen dürfen. Als er losgefahren ist, hat sie im Handschuhfach seines Wagens gelegen, zusammen mit einem matt schimmernden Schalldämpfer. Die Familie sorgt für alles, schnell und unauffällig.

In die Bar hat er die Knarre mitgeschleppt, weil er nicht wusste, ob der Stronzo von Türsteher selbst eine besitzt. Hätte er sich sparen können, wie sich schnell herausgestellt hat. Genau wie die Sommerjacke, die er einzig für den diskreten Transport der Pistole angezogen hat. Sie ist aus leichtem Stoff, trotzdem schwitzt er jetzt darunter, als trüge er einen Pelzmantel.

Der Geruch von heißem Asphalt, billigem Parfüm und Abgasen erfüllt die Luft. Über die Langstrasse kriecht eine endlose Autokarawane, Ellenbogen ragen ins Freie, zwischen Fingerspitzen qualmen heruntergebrannte Zigarettenstummel. Musik plärrt aus offenen Fenstern, vor den Kneipen Klappische, Männer mit desillusionierten Mienen halten sich an Biergläsern fest. In den Seitengassen drängen sich die Nutten wie betäubt unter Markisen.

Schimpfend stolpert ein Junkie zwischen zwei Fahrzeugen über die Straße, in der knisternden Plastiktüte klacken Bierdosen im Rhythmus seiner Schritte aneinander. Gelbstichige Polaroidaufnahmen, die Zeit steht still, bis sich die Kolonne ein paar Zentimeter vorwärtsschiebt. Hin und wieder gleitet mit einem flüsternden Rauschen ein blau-weißer Stadtbus auf der gesperrten Fahrbahn vorbei. Früher Freitagabend.

Er hat den Wagen in der Nähe geparkt. Jetzt da Reisen wieder erlaubt sind und viele die gelockerten Bestimmungen für einen Urlaub im Ausland nutzen, findet man mit etwas Glück sogar eine Parklücke, ohne stundenlang durchs Quartier kurven zu müssen. In zwei Wochen wird das wieder unmöglich sein. Er biegt links ab, geht an einem ehemaligen Pornokino vorbei, das jetzt für Kulturveranstaltungen genutzt wird. Endlose Häuserzeilen, Graffiti an den Wänden, die Luft staubig in der Abendsonne. Hier wirkt das Viertel wie ausgestorben, es gibt kaum Autoverkehr.

Ein Gefühl der Beklemmung erfasst ihn. Hätte er eine Wahl, würde er in seinen daytonagrauen Audi Q7 steigen und auf schnellstem Weg nach Hause rasen, um den Abend mit seiner Ehefrau und den Mädchen zu verbringen. Grillplausch und Planschbecken. Ein Glas Rotwein, später irgendetwas Belangloses im Fernsehen, früh ins Bett. Unsichtbar werden, was er so gut kann, damit sie ihn nicht finden. Mit seiner Umgebung verschmelzen wie ein Kalmar. Eine kindliche Vorstellung, sie hätte ihn womöglich erheitert, würde sich seine Beklemmung nicht zunehmend in Panik verwandeln.

Der Kalmar. Die süditalienische Presse hat ihn nach dem Vierfachmord so betitelt, weil die Amerikanerinnen bei ihrem gewaltsamen Tod eine große Portion Calamari Fritti vor sich hatten. Seine Neffen und Cousins haben den Spitznamen begeistert übernommen. Das macht ihm nichts aus. Es ist ihm sogar wesentlich lieber, als würden sie ihn Herbert rufen. Herbert Russo. Sein richtiger Name.

Seine Mutter hat ihn gegen alle Widerstände der Familie so getauft, weil sie während der Schwangerschaft *Das Boot* im Kino gesehen hat – *U-Boot 96* wie der Streifen auf Italienisch heißt – und vom Hauptdarsteller tief beeindruckt gewesen ist. Nur ein Machtwort seines Vaters verhinderte, dass er heute Jürgen heißt, nach Jürgen Prochnow. Das könne in Kalabrien kein Mensch aussprechen, argumentierte er, ja, im ganzen Mittelmeerraum niemand. Worauf seine Mutter dem Schein nach klein beigab, um kurz darauf den Namen eines Nebendarstellers ins Spiel zu bringen: Herbert. Grönemeyer mit Nachnamen. In der Zwischenzeit angeblich ein erfolgreicher Sänger in seiner Heimat, in Italien kennt den keiner. Wenigstens haben sie im Dorf die Aussprache halbwegs korrekt hingekriegt, trotzdem klang es herablassend, wenn die Jungs auf dem Fußballfeld nach ihm riefen und dazu dieses maliziöse Grinsen aufsetzten.

Russo erreicht eine Straßenkreuzung, in jeder Ecke ein Lokal, Bartische auf dem Trottoir, Bossa Nova hallt über den Platz. Fünfzig Metern weiter vorne biegt er in die Magnusstrasse ein – und erstarrt. Im ersten Moment begreift er nicht, es ergibt überhaupt keinen Sinn. Sein Blick fliegt zum Straßenschild, streift hektisch über die Hausfassaden ringsum. Alles korrekt. Russo erinnert sich genau an das taubenblaue Schild der Bauspenglerei in dem länglichen zweistöckigen Gebäude, an den Laden gegenüber, auf dessen Schaufenster *Internet Planet* steht, ein Globus zwischen den beiden Wörtern. Keuchend lässt er sich gegen die nächste Wand fallen und stützt die Hände auf den Oberschenkeln ab, als wäre er den ganzen Weg gerannt. Schweiß tropft ihm von der Stirn. Sein Augenmerk bleibt auf den Parkplatz gerichtet, auf dem er seinen Audi Q7 vor rund einer Stunde zurückgelassen hat. Der hellblaue VW Käfer steht immer noch an Ort und Stelle, der resedagrüne BMW E30 ebenfalls, beide Autos sind ihm im Gedächtnis geblieben. Nur da, wo er seinen Wagen geparkt hat, klafft eine sechs Meter lange Lücke.

Freitag, 18:05 Uhr Wiedikon

Marisa Greco öffnet die Kühlschranktür. Eier, ein Becher Sahne, hauchdünn geschnittene Pancetta in Wachspapier, die sie am Vortag bei *Fulvi*, der italienischen Metzgerei im Kreis 4, gekauft hat. Zwiebeln, Knoblauch und Parmesan gehören zur Grundausstattung ihrer Küche, im Vorratsschrank findet sich stets eine Auswahl an verschiedenen Pastasorten. Alles da, um einen Neunjährigen glücklich zu machen. Auch wenn ihr bewusst ist, dass die Nonna ihr die Ohren langziehen würde, erführe sie, dass ihre Enkelin Sahne unter die Carbonarasoße mischt. Luca mag sie nun mal lieber so. Marisas Mutter wäre es egal, die ist zwar eine *passable*, aber sicher keine leidenschaftliche Köchin. In den Augen der Großmutter ist das hingegen ein Kapitalverbrechen, das mindestens mit Daumenschrauben und Streckbank bestraft werden muss, die italienische Originalversion wird ohne Rahm zubereitet. Die Nonna würde anstelle von Pancetta garantiert auch Guanciale verwenden, luftgetrocknete und nicht geräucherte Schweinebacke. Denn für sie kommt Kochen gleich nach der Religion, weder in der Küche noch in der Kirche erlaubt sie sich ein Abweichen von den strengen Regeln. Du lebst zu lange in der Schweiz, würde sie vermutlich zu Marisa sagen und verächtlich mit der Zunge schnalzen. Der Einfluss tut dir nicht gut.

Daher hat Marisa ihren Sohn schon früh instruiert, nicht herumzumosern, wenn die Nonna bei ihren Besuchen in Italien seine Lieblingspasta nur mit Eiern, Speck und Parmesan serviert.

Marisa schnappt sich die angefangene Flasche *Pinot Grigio* aus der Kühlschranktür, füllt ein Glas zur Hälfte und setzt sich an den Küchentisch. Nachdem sie einen Schluck genommen hat, rückt sie die grün gerahmte Brille zurecht, die perfekt zu ihren kupferroten Locken passt. Inzwischen muss sie mit Haarfarbe nachhelfen, noch ist sie nicht bereit, darauf zu verzichten. Dass sie Ende vierzig ist, fällt ihr in manchen Momenten schwer zu glauben, denn innerlich fühlt sie sich – manchmal zumindest – zwanzig Jahre jünger. Einzig die kleinen Gebrechen, die sich in letzter Zeit häufen, führen ihr deutlich vor Augen, dass sie sich zwar etwas vormachen kann, nicht aber ihrem Körper.

Flüchtig geht Marisa die Post durch, sortiert die Werbung aus, registriert besorgt die vielen Rechnungen. Die Hälfte des Nachmittags hat sie bei einem Kunden der *Agentur für unliebsame Angelegenheiten* verbracht. Mittlerweile nehmen ihr Geschäftspartner Bashir Berisha und sie jede Art von Auftrag an, ihnen bleibt keine Wahl. In der Pandemie ist ihr neu gegründetes Unternehmen, das sich auf Anliegen spezialisiert hat, die ihre Klientel selbst ungern erledigt, in ernsthafte Schwierigkeiten geraten. Sogar jetzt da sich die Situation allmählich normalisiert, kämpfen sie um das Überleben der Agentur, lukrative Anfragen bleiben aus. Marisa muss jedes Mal lachen, wenn sie in der Zeitung liest, wie hoch der Schweizer Durchschnittslohn angeblich ist. Davon sind

Bashir und sie meilenweit entfernt. Es reicht knapp zum Überleben, die Freiberuflichkeit ist ihnen wichtiger als ein geregeltes Einkommen, das momentan nur mit einer Festanstellung zu erreichen wäre. Was zwangsläufig bedeuten würde, dass sie sich einem Vorgesetzten unterordnen müssten, wogegen sie beide heftige Aversionen hegen.

Zwei Stunden hat sie an diesem Nachmittag, auf einem harten Stuhl neben dem Bett sitzend, Salvatore Peruzzi aus alten Briefen vorgelesen. Auf Italienisch. Er besitzt ganze Packen davon, gerettet aus dem Wohnhaus seiner Eltern in Oliveto, ehe es von den neuen Besitzern von Grund auf renoviert wurde und jetzt als Bed and Breakfast genutzt wird. Briefe seiner Mutter an den Vater und umgekehrt, berührende Zeitzeugnisse des Lebens während des Zweiten Weltkriegs, in dem der Vater gekämpft hat. Die Landung der britischen Armee in Reggio Calabria wird erwähnt, ebenso Mussolinis Absetzung und nachfolgende Verbannung, erst auf die Insel Ponza, dann ins Hotel *Campo Imperatore* im Gran-Sasso-Massiv, wo er gut zwei Wochen später von deutschen Fallschirmjägern befreit wurde und kurz darauf als Staatsoberhaupt nach Italien zurückkehrte, bevor er anderthalb Jahre später von den Partisanen hingerichtet wurde. Auch Nachrichten von entfernten Verwandten finden sich darunter, an die sich Peruzzi teilweise in allen Details, teilweise vage erinnert. Dreiundachtzig ist der Mann, ehemaliger Schuhmacher mit eigenem Geschäft, mehr als zwei Drittel seines Lebens hat er in Zürich verbracht. Mitte der Fünfzigerjahre wanderte er wie viele Italiener aus dem strukturschwachen Süden in die Schweiz ein, arbeitete als Gastarbeiter im Straßenbau, bevor er 1964 im Zuge des Italienerabkommens eine reguläre Aufenthaltsbewilligung erhielt und in der Folge seine junge Frau und den kürzlich geborenen Sohn nachkommen ließ. Das alles hat er Marisa während der nachmittäglichen Lesungen erzählt. Seit ein paar Wochen besucht sie ihn regelmäßig im *Quartieraltersheim Auszersihl* im einstigen Arbeiterviertel, in dem er lange gewohnt hat, ehe die rasant steigenden Mietpreise in dem plötzlich als trendig deklarierten Stadtteil ihn und viele andere Alteingesessene zum Wegzug zwangen. Nach dem Tod seiner Frau ist er zurückgekehrt.

Marisa nimmt einen Schluck Weißwein und schaut auf die Uhr. Luca ist bei seinen Großeltern zu Besuch, sie werden ihn erst gegen halb acht zurückbringen. Genügend Zeit, um abzuschätzen, wie viel Arbeit da unten tatsächlich auf sie wartet. Allein bei dem Gedanken, in den Keller hinabzusteigen, wird ihr bange. Andererseits hat sie lange genug gewartet. Die Wunden sind nicht verheilt, vielleicht verheilen sie nie. Aber sie hat gelernt, mit dem Verlust zu leben. Mit den Schuldgefühlen und all den offenen Fragen. Beinahe drei Jahre sind seit Antonios Unfalltod vergangen. Ein Autounfall auf der vereisten Straße von Arosa nach Chur. Drei Jahre. Zeit, einen Schlusstrich zu ziehen.